

Nr. 192. Bromberg, den 7. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(22. Fortsetzung.) —

Mr. Devil in der Klinik.

Lux reichte Klaus die Hand, eine gepflegte, kühle Hand, die kaum einen Druck von sich gab. Dazu sagte er in seiner knappen, unangenehmen Art:

„Schön, daß Sie da sind, Bender. Es gibt eine Menge Arbeit für Sie.“ Dann wendete er sich an Angel, der Schriftstücke unterzeichnend am Schreibtisch saß und ihnen den Rücken kehrte. „Bender ist wieder da, Herr Professor, der neue Wärter, der wegen Erkrankung seiner Mutter Urlaub hatte. Sie haben keine Befehle für den Mann?“

„Keine,“ echote Angel, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. Er schien überanstrengt. Seine gelähmte rechte Hand lag leblos auf dem Papier, während er mit der linken seinen Namen kritzelte.

Herumdrehen könnte er sich wenigstens, dachte Sander. Gleichzeitig spähte er nach der Manschette Angels. Aber die Knöpfe lagen so, daß Sander sie nicht sehen konnte. Nachdem er von Lux einen Auftrag empfangen hatte, verließ er das Zimmer. Im Hofe stieß er auf den Gärtner, einen Schotten, der seit einem Jahr hier Dienst machte.

„Guten Tag, Huller, erlaubt eine Frage. Ist der Chef im Juni oder Juli eigentlich verreist gewesen? Er soll in Europa gewesen sein.“

Der Mann sagte: „Da hat man Euch einen Bären aufgebunden, Bender. Ich kann mich nicht entsinnen, daß der Professor in der fraglichen Zeit auch nur einmal die Klinik verlassen hätte.“

Sander war betroffen, ließ den Gärtner mit einem Grußwort seines Weges ziehen und grübelte über diesen haarsträubenden Widerspruch nach. Ines hatte nicht gelogen, dafür legte er seine Hand ins Feuer. Blieb also nur die Möglichkeit, daß der Gärtner irrte oder von Lux Weisung hatte, über die damalige Reise Angels Stillschweigen zu bewahren. „Es ist zum Davonlaufen,“ murmelte Sander ärgerlich. Das Problem wurde immer undurchdringlicher. Er war inzwischen in die Nähe des Laboratoriums gekommen.

Zwei Stimmen ließen ihn zusammenfahren. Eine davon glaubte er zu kennen. Kamura, wie? Er verlangsamte sein Tempo und bohrte seine Blicke in den Hauseingang, aus dem die Stimmen drangen, eine unterwürfige, asiatische und eine messerscharfe, herrische. Was Sander sah, war wie ein Schlag für ihn:

Kamura, der Pilot, sprach mit einem Fremden, der nur — Devil sein konnte! Devil, wie er ihn aus Peters eingehender Beschreibung kannte. Alles stimmte. Das dreieckig in die fliehende Stirn wachsende Haar, die Nase, der schmallippige, rasierte Mund, das brutal nach vorne stoßende Kinn, die knorpeligen, spitz ausgezogenen Ohren und vor allem jene erbarmungslosen, mausgrauen Augen, die wie Fanale über die ganze, diabolische Physiognomie gesetzt waren, alles stimmte! Wie alt? 40 Jahre? Von mittlerer Größe, glattgeschoren . . . Blitzschnell raffte Sander diese Eindrücke zusammen, wie eine Momentaufnahme übermittelte er sie seinem Gehirn, unverlierbar . . . Kein Zweifel — das war jener Mr. Devil, bekräftigte er sich im Weiterschreiten . . . die Bestätigung folgte auf dem Fuße, denn er hörte, wie Kamura ehrerbietig zu dem Unbekannten sagte: „Wie Sie befehlen, Mr. Devil . Ich fahre also zurück und halte mich bereit. Good bye.“

Die Laboratoriumstür fiel zu. Kamura trippelte mit kleinen Mongolenschritten über den Hof und hatte Sander bald überholt.

Klaus schritt durch einen Nebel. Seine Schläfen hämmerten. Er hatte zum ersten Male Peters Entführer gesehen! Jene Türe dort verbarg ihn, Mr. Devil, den Verbrecher, das Genie. Devil, den er weiß Gott wo vermutet hatte, hielt sich seelenruhig im Laboratorium der Angelschen Klinik auf! Seit wann? Seit gestern, seit Monaten? Die Klinik in der 5. Avenue wurde täglich mysteriöser.

Es war hohe Zeit, daß man dem armen, gelähmten Mann da drüben die Augen öffnete, wer alles unter dem Dach seiner Klinik sein Wesen trieb.

Kapitel 14.

Das belauschte Gespräch.

Klaus war die nächsten Tage ständig auf der Lauer. Aber welche Mühe er sich auch gab, Mr. Devil blieb unsichtbar. Wiederholte Gänge ins Laboratorium, die er unter irgendeinem Vorwand unternahm, förderten gleichfalls nichts zutage. Es muß bemerkt werden, daß Sander allerdings nur bestimmte Räume des Laboratoriums zugänglich waren. Die beiden Arbeitssäle von Angel und Lux, sowie eine Reihe von Vorratskammern blieben ihm verschlossen. Mit dem geschärften Instinkt des Jägers ahnte er jedoch, daß der Yankee sich irgendwo auf dem weitläufigen Grundstück verborgen halten müsse. Das war kein Kunststück, wenn man Helfer hatte. Er dachte an Lux und den Wärter Smith. Was Lux betraf, so war jetzt erwiesen, daß er, dieser aufgeblasene Gentleman, in der ganzen Tragödie nur eine untergeordnete Rolle spielte und keinesfalls mit Devil identisch war. Denn drei Minuten, nachdem er den Chef und Lux verlassen hatte, stieß er auf den echten Mr. Devil im Hausgang des Laboratoriums. Zog er das Resümee aus seiner bisherigen Tätigkeit, so mußte er sich sagen, daß er ein gutes Stück vorwärts gekommen war. Von der eigentlichen Lösung aber war er noch kilometerweit entfernt. —

Eines Nachmittags erhielt Klaus Auftrag, ein Pack Instrumente in die Stadt zum Vernickeln zu tragen. Als er von dieser Besorgung heimkehrte, teilte ihm der Portier mit, Miß de Castro habe vorhin nach ihm gefragt und bedauert, daß sie ihn nicht angetroffen habe. Jetzt ergingen sich die beiden Damen im Park, Dr. Lux sei in ihrer Gesellschaft.

Klaus bedankte sich für die erteilte Auskunft und schritt langsam der Klinik zu. Sollte er Ines im Park aufsuchen? Wo dieser Lux bei ihr war? Schon der Gedanke an diesen Menschen verursachte ihm Brechreiz. Nein, den Eventualitäten eines solchen Zusammentreffens mochte er sich nicht aussetzen. Jetzt nicht mehr, wo Ines ihm soviel bedeutete. Wenn dieser Lux ihn den „Wärter“ fühlen ließ, konnte er nicht für sich garantieren. Also lieber nicht. Bei allem, was er tat, vergaß er nie seine Aufgabe. Es freute ihn, daß Ines ihn nicht verleugnete.

Er trat in die Klinik und schlenderte den ebenerdigen Korridor entlang, der sich hufeisenförmig um den Park zog. Vielleicht war von einem Fenster aus ein Zipfelchen der Geliebten zu erspähen. Als er in den Mittelbau gelangt war, sah er in der Tat die hellen Kleider der beiden Schwestern durch das Grün schimmern. Noch mehr, die

Mädchen kamen, Dr. Lux in der Mitte, direkt auf das Gebäude zu. Ihre Unterhaltung schien erregt und die Stimmen klangen immer näher.

Nun waren die Drei dicht unter seinem Fenster. Klaus hielt sich ein wenig zur Seite, damit er nicht gesehen würde. Plötzlich vernahm er seinen Namen. Nanu? Ich als Thema einer erregten Unterhaltung? Er konnte jedes Wort verstehen.

Lux sagte so hochmütig wie möglich:

„Lebensrettung hin, Lebensrettung her, das unwürdige Getue mit diesem Bender geht zu weit. Du scheinst völlig seine Stellung zu vergessen, liebe Ines. Wärter, ich bitte dich. Wenn ich den kleinen Finger hebe, fliegt er auf die Straße." Lux zündete sich erregt eine Zigarette an.

Maria de Castro erwiderte unmutig:

„Pfui Ned, du bist garstig. Ines ist Lady und weiß, was sie tut —"

„Nichts weiß sie!" unterbrach sie brüsk der Oberarzt. „Sie würde sich sonst nicht an ein solches Subjekt verplempern."

Ines de Castro rief zornig: „Ich verbiete dir, von Mr. Bender in solchem Tone zu sprechen, Ned. Was die Bildung anbelangt —, ich will mich nicht ausdrücken. Im übrigen bin ich noch immer Herrin meiner Entschlüsse. Wenn ich Mr. Bender Sympathie entgegenbringe, so ist das meine Sache. Ein solches Wort noch wie vorhin und wir sind geschiedene Leute!"

Lux zog den Kopf ein. Er war im Grunde genommen eine feige Seele.

Maria pflichtete mit geröteten Wangen ihrer Schwester bei: „Ines hat vollkommen recht. Mr. Bender ist ein Gentleman. Er kann nicht dafür, daß die Germans den Krieg verloren haben und er abgesägt wurde."

„Hebt ihn nur recht in den Himmel, diesen Dutchman," knurrte Lux. „Was dich betrifft, Mary, so verbiete ich dir, dich mit ihm abzugeben, hörst du?"

„Du hast mir nichts zu verbieten, Ned," versetzte Maria, durch das Beispiel der Schwester angefeuert. Trotzig kräuselte sie den kleinen Mund.

„Das wollen wir sehen —"

Das weitere vermochte Klaus nicht mehr zu verstehen, weil die Drei inzwischen weitergingen. Er stellte aber noch fest, daß die Mädchen den Oberarzt ohne Händedruck und Kopfnicken stehen ließen und eilig dem Ausgang zustrebten. Lux lief mit hochrotem Kopf auf die Klinik zu.

Hm, da kann ich mich auf allerhand gefaßt machen, dachte Klaus. Meine Lage wird durch dieses Zerwürfnis jedenfalls nicht erleichtert: denn dieser Lux ist eine boshafte Kröte. Es ist Zeit, daß sich die Sache endlich entwirrt, sonst gerate ich mit dem Oberarzt noch aneinander.

Andererseits freute ihn die unzweideutige Stellungnahme der beiden Mädchen. „Allen Respekt, die Mädels haben Charakter!" In mancher Hinsicht war dieser Krach ganz gut. Vielleicht bahnte er die Loslösung Marias von diesem Schurken an. Sie würde sich dann leichter in die Trennung finden, wenn der unvermeidliche Kladderadatsch hereinbrach.

Rätselhaftes Verhalten Angels.

Diesen und den folgenden Tag kam Klaus zu keiner Aussprache mit Ines. Dr. Lux überhäufte ihn dergestalt mit Arbeit, daß ihm keine freie Minute blieb. Es war zweifellos System in der Sache und Lux verfolgte die Absicht, ihn hinauszuekeln. Klaus schrieb also ein paar erklärende und tröstende Zeilen an die Geliebte. Am Abend erhielt er ein Telegramm von Gussy, in dem sie ihre Ankunft für den morgigen Nachmittag anzeigte. Gussy, die in Newyork wildfremd war, mußte er unter allen Umständen vom Schiff abholen. Zum Glück ließ sich das leichter machen, als er dachte. Denn Lux mußte noch am selben Tag zu einem prominenten Patienten in Trenton.

Vormittags versah Klaus seinen Dienst in der Sprechstunde wie immer. Professor Angel amtierte diesmal ohne seinen Helfer Lux. Er brauchte länger, aber es ging zur Not. Schon waren die letzten Patienten abgefertigt, da ließ sich noch ein älterer, vornehmer Herr mittels Karte bei Angel melden. Harry Henderson, Chirurgieprofessor aus Philadelphia — las Sender.

Angel betrachtete ungewöhnlich lange die ihm überreichte Visitenkarte, endlich entschied er:

„Lassen Sie den Mann eintreten, Bender. Sorgen Sie aber, daß wir nicht gestört werden. Ich bin die nächste Viertelstunde für niemand zu sprechen."

„Sehr wohl." Klaus wunderte sich, wie heiser Angels Stimme klang, wie starr die sonst immer gütigen Augen blickten. Es konnte kein gleichgültiger Besucher sein, den Angel zu empfangen gewillt war. Auch kein angenehmer Besucher —

Klaus bat den Fremden ins Zimmer, dann zog er hinter sich geräuschlos die Türe zu. Er selbst wartete in dem kleinen Raum, der nebenan lag und für solche Zwecke bestimmt war. Um besser zu hören, legte er das Ohr an das Schlüsselloch. Die Unterhaltung der zwei Herren war nunmehr mühelos zu verstehen.

Angel sagte eben höhnisch:

„Sie haben sich blendend konserviert, Kollege Henderson, seit ich Sie zuletzt gesehen habe! Ich denke, das dürfte jetzt an die zehn Jahr her sein."

„Ich erinnere mich nicht, je Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Professor Angel," erwiderte verblüfft der andere.

Angel antwortete: „So, so, Sie erinnern sich nicht, das kommt vor. Aber womit kann ich dienen?" Seine Stimme klang knapp und rauh.

„Ich komme wegen meine Schwester. 53 Jahre, Wirbelsäulensarkom. Ein verschleppter Fall, sonst hätte man chirurgisch eingreifen können. Heute ist meine Schwester inoperabel, unheilbar. Sie sollen im Besitz eines Serums dagegen sein —? das hat mich zu dieser Reise veranlaßt."

„Sie haben sich umsonst bemüht, Mr. Henderson," sagte Tommy Angel höhnisch.

„So ist es Fabel, daß Sie das Antisarkomserum entdeckt haben, Professor Angel?" keuchte Henderson mutlos.

„Ich habe es entdeckt."

„Ich verstehe Sie nicht, Professor Angel," erwiderte der Herr aus Philadelphia hilflos.

Angel änderte seinen Ton. Er wurde schroff.

„Ich glaube mich verständlich ausgedrückt zu haben, Mr. Henderson. Ich bin zwar im Besitze des gewünschten Serums, lehne es aber ab, Ihre Schwester damit zu behandeln."

Nach einer kleinen Pause begann Henderson:

„— Sie lehnen es ab? Was soll ich davon denken? Wollen Sie mir nicht sagen, Professor Angel, warum Sie es ablehnen?"

„Dazu habe ich keine Veranlassung."

Der andere rang nach Worten. Schließlich preßte er hervor:

„Was hat meine Schwester Ihnen getan, Professor Angel?"

„Nichts, ich hab gar nicht die Ehre, die Dame zu kennen," meinte Angel kalt.

„Und trotzdem —? Bedenken Sie, Herr, es ist eine Ungeheuerlichkeit — — —!"

„Ich habe alles bedacht."

„Es ist meine einzige Schwester, Herr. Sie ist verloren, wenn Sie ihr nicht helfen —"

„Nein!" Es war wie ein Messer.

„Ist das Ihr letztes Wort, Professor Angel?" lallte Henderson.

„Mein letztes! Und nun haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen. Bender, Bender!! Führen Sie den Herrn hinaus, Bender," wandte sich Angel an den eintretenden Klaus. Seine Stimme hatte eine Färbung, wie sie Klaus nie zuvor vernommen hatte. Das Blut konnte einem gefrieren.

„Ich gehe schon," murmelte der Besucher mit trockenen Stimmbändern. Sein Gesicht war wie ausgelöscht, die Unterlippe hing schlaff herunter. Unter der Türe drehte sich der Mann noch einmal um:

„Sie werden es noch bereuen, Professor Angel! So wahr ich Henderson heiße, Sie werden es noch bereuen," rief der Mann mit den toten Augen.

Angel schlug eine höhnische Lache auf. Er stand an eine Ecke des Schreibtisches gelehnt und schrie dem anderen zu:

„Grüßen Sie mir die medizinische Fakultät an der Templeuniversität, Kollege Henderson, deren Vorsitzender Sie sind! Vergessen Sie ja diesen Gruß nicht —"

Der Philadelphier war schon im Korridor. Das Gelächter Angels flatterte ihm nach, während er nach dem Ausgang hetzte.

„Sehen Sie nach, Bender, daß der Kollege den Weg nicht verfehlt," wendete sich Angel in der nächsten Sekunde seelenruhig an Sander und hatte dabei ein Gesicht wie immer; freundlich, ernst, geglättet, von keiner Leidenschaft zerwühlt. „Oder bleiben Sie da, Bender, ich höre ihn schon die Türe zumachen. Reichen Sie mir doch, bitte, die Vorgeschichte von Eileen Carson herüber, der Akt muß am Fenster liegen —"

Während Klaus den Band herbeibrachte, setzte sich Angel an seinen Schreibtisch und begann in Unterschriften zu blättern. Klaus warf ihm von der Seite her einen scheuen Blick zu.

Kein Zweifel, Tommy Angels Gesicht leuchtete im stillen Triumph!

(Fortsetzung folgt.)

Der Frack.

Humoreske von Franz Mahlke.

Das Blut sprang mir bis in die Glatze, als ich mir ächzend die Schuhe zuschnürte.

„Benjamin, so geht das unmöglich weiter“, sagte meine Adelheid scharf.

„Aber Heidchen, was ist denn?“

„Wie du aussiehst! — Wie ein Schlaganfall-Anwärter! Aber ich will nicht schuld daran sein. Eisbein und so etwas gibt's nicht mehr.“

„Ach, Heidchen, so hart wirst du doch nicht sein!“ Ich lachte mit dem linken Auge und meine Adelheid mit dem rechten.

„Dann mußt du in einen Turnverein eintreten.“

„Warum nicht gleich in einen Amateur-Boxklub!“

„Benjamin, im Ernst, wenn es so weiter geht, brauchst du jedes Jahr einen neuen Frack.“

„Heute werde ich mich zum erstenmal in den neuen stürzen.“

„Der andere ist auch schon beim Alttrödler. Acht Mark hat er gebracht.“

„Und es war noch ein so gutes Stück!“

„Warum wirst du so dick! — Überhaupt — ein Dichter — und so dick! Du hättest früher anfangen sollen, vernünftigen Sport zu treiben.“

„Schon recht — na, zunächst habe ich mal wieder einen passenden Frack, und ich werde dafür sorgen, daß ich diesen abtrage. Übrigens, es ist so weit. Und du mußt dich auch umziehen. Gib ihn mir, bitte, heraus.“ —

„Weißt du, Heidchen, ich werde mir einen andern Schneider suchen müssen.“

„Warum?“

„Der Frack kneift unter den Armen — und überhaupt — ich weiß nicht. In der vorigen Woche bei der letzten Anprobe war alles so bequem.“

„Du wirst seitdem eben wieder dicker geworden sein.“

„Aber Heidchen!“

„Heidchen hier, — Heidchen da, — du ißt zu viel!“

„Sei lieb, mein Schatz. Sieh doch mal: er spannt ja geradezu über dem Rücken. Da sind doch deutlich Querfalten.“

„Benjamin, wie ist das möglich? — Das ist — — ja auch — — der alte! Grete, laufen Sie — — ganz fix — — zum Alttrödler. Der Frack — das ist — ein Irrtum! Bringen Sie ihn sofort zurück! Hier ist Geld! Geben Sie bis dreißig Mark! — Aber den Frack bringen Sie wieder!“

Meine Adelheid fiel in einen Sessel. Ich wußte zunächst nichts zu-sagen. Dafür fing ich langsam aber kräftig an zu schwitzen. Nach wenigen Minuten stürzte auch schon Grete herein, — der Frack sei längst verkauft. Und solchen Kuhhandel, wie ihn die Herrschaften sich dächten, machten sie überhaupt nicht; sie seien ehrbare Leute und hätten ein anständiges Altwarengeschäft. — Meine Adelheid weinte. Ich legte den Arm um sie, kurz und gründlich platzte die Ärmelnaht. Ich schwitzte weiter, noch kräftiger, und tröstete meine Adelheid. Sie beruhigte sich allmählich. Es wurde auch Zeit; denn dem Ball durften wir aus vielerlei Gründen nicht fern bleiben. Ich telefonierte nach einem Wagen, während Grete den Ärmel einnähte. —

Lichtbäche fluteten über kostbarste Seiden. Geschmeide irrlichterte in den Logen. Geigen jubilierten. Ich klemmte den rechten Ellenbogen fest an die Rippen, wenn man mir die Hand schüttelte. Der Ärmel. — Wenn ich Grete auch gesagt hatte: mit dem besten Zwirn! Man konnte nicht wissen. — Meine Adelheid lächelte verbindlich nach allen Seiten. Aber hin und wieder, wenn sie mich behutsam vorschob, fing ich doch einen sorgenvollen Blick nach meinem Ärmel auf. Wir verloren weder über den neuen noch über den alten Frack irgendein Wort. Doch gedacht haben wir beide den ganzen Abend — an beide. Zu tanzen wagte ich nicht. Wenn hier etwa der Ärmel. — Meine Reserviertheit wiederum konnte mir verübelt werden. Da flüsterte ich meiner Adelheid zu: „Das gewöhnliche Bild — ein paar neue Köpfe — sonst nichts!“ Sie verstand — wir verstehen uns immer! — und sagte sehr befriedigt: „Wir sind eben dagewesen!“ Und ohne förmlichen Abschied von irgendwem verließen wir die festliche Halle. Im Wagen atmeten wir erlöst auf. Es kam geradezu eine Unternehmungslust über mich, da der Ball für mich so ohne Zwischenfall verlaufen war. Ich schlug vor, in einem Kaffee- oder Weinhaus den verlorenen Frack zu feiern. Meine Adelheid sah mich einen Augenblick ungläubig an, dann lachte sie mit dem linken Auge, ich mit dem rechten, und wir verstanden uns durchaus. —

Um viele kleine Marmortische standen Klubsessel. Meine Adelheid trank Mokka, — ich kühles Bier. Uns war sehr wohl. Wir sprachen von dem Verkauf des Fracks und lachten viel. Ich sah meine Adelheid inbrünstig an und sagte, als ich das Glas hob: Auf den Frack! Wir mußten wieder tüchtig lachen, und ich verschüttete etwas. Meine Finger klebten. Ich ging selbstsicher zum Waschraum. Ein Angestellter des Hauses erkundigte sich dienstbeflissen nach meinen Wünschen. Während er an den Hähnen für Kalt- und Warmwasser hantierte, Seife und Nagelbürste zurecht legte, brachte hinter mir jemand mit halber Stimme eine Entschuldigung an: „Ich bin Mitglied der Notgemeinschaft der Vortragskünstler, stehe vor einer größeren Reise und würde — entschuldigen Sie bitte gütigst, daß ich am Nebentisch Ihr Gespräch verfolgte — würde sehr gern einen Frack besitzen. Da Sie, hochverehrter Herr, diesen Frack, wenn ich recht gehört habe, preiswert verkaufen wollen, wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir gestatteten, ihn hier einmal anzuprobieren. Ich würde ihn dann gegebenenfalls morgen abholen und bezahlen. Bitte sehr, meine Karte!“

Es war eine selbstgeschriebene Besuchskarte: Alois Pimperling. So etwas hat immer einen gewissen persönlichen Charakter. Ich habe auch solche Karten.

„Sie sind mir sehr sympathisch, Herr Pimperling. Und für Künstler habe ich immer etwas übrig. Bitte, probieren Sie meinen Frack an!“ und ich zog ihn herunter.

„Wenn Sie erlauben, hier im Vorraum ist ein großer Garderobenspiegel.“

„Selbstverständlich erlaube ich. Ich wasche mich inzwischen.“ Alois Pimperling schlüpfte durch die schmale Tür in den Vorraum. Ich wusch mich mit besonderer Hingabe. Adelheid wird sich freuen, dachte ich, so im Handumdrehen mache ich Geschäfte. Und privat bekommt man mehr als beim Alttrödler. Ich gab dem Angestellten ein ordentliches Trinkgeld aus der [illegible] Der Angestellte eilte in den Vorraum, — stürzte zurück in den Waschraum: „Der Herr ist nicht da!“

„Ah, der wird sich meiner Frau gleich vorstellen. Gehen Sie mal hin — zweiter Tisch links vor dem Podium. Er soll aber sofort wieder kommen.“

Er stürzte fort, stürzte zurück: „Der Herr ist nicht da!“

„So — — —! Wo kann er denn sein?“

Der Angestellte hob die Schultern, warf die Handteller nach den Seiten aus, zog die Augenbrauen hoch.

„Mensch, sollte etwa — der Vortragskünstler — vortragen konnte er gut — sollte der etwa — —“

„Alles schon dagewesen, mein Herr.“

„Daß einem der Frack ausgezogen wird, mit der Brieftasche darin?“

„Den Frack haben Sie ja selber ausgezogen!“

„Das ist es ja eben! — Geschäftsführer bitte!“

Er kam, sah und — lachte, lieh mir auf meine selbstgeschriebene Besuchskarte hin einen abgelegten Gehrock und bezahlte den Wagen nach Hause. — Da fiel Adelheid in den Sessel und weinte. Ich legte den Arm um sie, — den Hemdärmel. Sie beruhigte sich allmählich. Ich wollte ärgerlich sein — auf mich! Aber ich konnte es nicht. Meine Adelheid sah mit einem lachenden Auge auf. Ich lachte mit dem andern. Da nahm sie meinen Kopf in beide Hände, die volkstümlich gewordene Weisheit von der Gemütlichkeit der Dicken aus Shakespeares Julius Cäsar rezitierend: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein!“

Heimweh am Sommerabend.

So wird es sein: Die braune Kuh
Von Mutter Hilbers steht am Hang
Und brüllt ins Tal ihr klagend Muh;
Im Echo hallt es bergentlang.

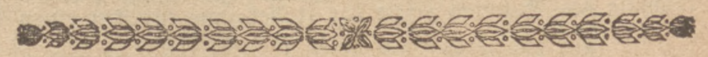
Ein letzter Streifen Sonne liegt
Im Bungert bis zum Apfelbaum;
Zum Hof die letzte Schwalbe fliegt;
Der Brunnen rinnt und schwatzt im Traum.

Die Bienen summen leis im Stock,
Bulbu, die Eule, schreit am Bach;
Der Mond steigt übers Scheunendach —
Neun schlägt vom Lambertsturm die Glock'.

Die Alten drauf zur Kammer gehn,
Am Weiher tönt ein wehes Lied,
Und Pitt und Bärbel, Klaus und Griet
Im dunklen Laub beisammenstehn.

Der Brunnen plätschert fort und fort;
Bald liegt das ganze Dorf in Ruh';
— So wird es sein. O wär' ich dort!
. . . Der Brunnen plätschert immerzu.

Jakob Kneip.



Blumenpflege im Dienste der Erziehung.

Die Freude, die wir aus der Natur haben, zeigt sich recht deutlich darin, daß es kaum einen Garten bei uns gibt, der nicht einigen Blumenschmuck aufweist. Selbst an den Fenstern der ärmsten Hütten sehen wir einige Blumenstöckchen stehen, und manches baufällige Haus wird zum wahren Idyll durch die es umrankenden Schlingpflanzen. In der Stadt freilich bietet die Blumenpflege nicht geringe Schwierigkeiten, da nur wenige Leute Gärten haben. Zimmerpflanzen finden wir nicht so häufig, wie es wünschenswert wäre, weil die Ärmeren die Kosten der Anschaffung scheuen. Diese könnten sie allerdings zum größten Teil ersparen, wenn sie die Blumen und Blattpflanzen selbst zögen.

Für die Erziehung der Jugend ist es zweifellos wichtig, daß Verständnis und Liebe für die Natur in ihr Herz gesenkt werde; denn von sich aus bleibt das Kind, wenigstens im jüngeren Alter, auch von den herrlichsten Naturschönheiten unberührt. Und doch ist es von allergrößter Bedeutung, daß ihm in dieser Hinsicht die Augen geöffnet werden. Die Natur weist auf den allmächtigen Schöpfer hin; die sinnige Beschäftigung mit ihr fördert also die Erkenntnis und Liebe Gottes. Sie ist ferner geeignet, das Gemüt der Kinder zu veredeln und sie vor roher Behandlung der Pflanzen und Tiere zu bewahren. Die Kinder müssen eine wahre Scheu empfinden lernen, auch nur eine Blume nutzlos abzupflücken. Das wirkt auch günstig auf ihr Verhalten den Mitmenschen gegenüber ein. Leider gibt es auch Tierfreunde, die die Menschen roh behandeln. Im allgemeinen lehrt aber die Erfahrung, daß das sinnige Sichversenken in die Natur das Gemüt des Menschen veredelt und dadurch auch die Liebe zu den Mitmenschen fördert. Für den Erwachsenen hat dieser Umgang noch eine weitere gute Folge, daß er zeitweise von den Sorgen des Lebens abgelenkt wird und nicht ganz in materiellen Dingen aufgeht. Zur Weckung und Förderung der Liebe zur Natur dient wohl am meisten die Beschäftigung mit der Natur, insbesondere mit den Blumen, bei deren Pflege sich als weiterer Gewinn die Bildung des Schönheitssinnes ergibt. Auch bei der Entwöhnung von allerhand Unarten kann sie als positive Betätigung des Wohlwollens sehr wertvoll sein.

Die Blumenpflege wird am besten schon im vorschulpflichtigen Alter des Kindes begonnen. Denn das Kind greift instinktiv nach den Blumen, deren bunte Farben es anziehen. Ihre Behandlung und lehrreiche Beobachtung muß es später in der Schule erlernen. Für Kinder eignen sich am besten die gewöhnlichen Zimmerblumen, die gegen Staub und Temperaturwechsel nicht allzu empfindlich sind: Tulpen, Hyazinthen, Geranien, Pelargonien, Fuchsien, Heliotrope usw. Doch ist darauf zu sehen, daß durch sie dem Zimmer nicht zu viel Luft und Licht entzogen wird. Wo die Fensterbänke zur Aufstellung von Blumentöpfen nicht geeignet sind, läßt sich an passender Stelle vielleicht ein Blumentisch unterbringen. Auch die Treppenabsätze und genügend belichtete Ecken der Gänge bieten nicht selten einen günstigen Standort für größere Blattpflanzen in Kübeln, die im Sommer im Freien stehen. Wer aber ein eigenes Stück Gartenland besitzt, der kann den Schönheitssinn seiner Kinder besonders dadurch bilden, daß er ihnen zeigt, wie die Blumen am besten zusammengestellt werden müssen, damit sie nach Form und Farbe harmonisch wirken. Auch hier eignen sich vor allem die gewöhnlichen Gartenblumen Krokus, Aurikeln, Lobelien, Reseda, Nelken, Rosen, Rittersporn usw. Sehr viel Vergnügen macht es den Kindern, wenn jedes seinen besonderen Platz im Garten erhält. Es ist dabei doch streng darauf zu achten, daß keine Eifersucht zwischen ihnen entsteht. Diese könnte leicht dazu führen, daß sie sich gegenseitig die Blumen beschädigen. Dieser Gefahr kann dadurch vorgebeugt werden, daß jedes Kind andere Blumensorten erhält.

Derdau.

Eigenartige Bankkunden.

Vor einigen Jahren betrat ein Mann den Schalterraum einer großen englischen Bank, der durch seine ungewöhnliche Erscheinung allgemeines Aufsehen erregte. Zunächst fiel es schon auf, daß der Unbekannte, entgegen der englischen Gepflogenheit, höflich seinen Hut abnahm und mit ihm in der Hand wartete, bis an ihn die Reihe kam. Der Fremde war in einen schwarzen, schlecht sitzenden Anzug gekleidet, ein mehrfach um den Hals geschlungenes rotes Tuch vertrat die Stelle der Krawatte, die Hände waren groß, rot und verarbeitet. Der Kassierer, an dessen Schalter die seltsame Erscheinung sich aufgestellt hatte, betrachtete sie mit einem gewissen Mißtrauen, da er nicht annahm, jener sei in einer geschäftlichen Angelegenheit erschienen. Zur größten Überraschung des Beamten zeigte der Unbekannte indessen einen Kreditbrief der Bank von England über mehrere Tausend Mark vor, die er ausgezahlt zu haben wünschte. Auf die Aufforderung des Kassierers, sich irgendwie über seine Persönlichkeit auszuweisen, überreichte der andere mit den Worten: „Ich denke, dies dürfte genügen" einen Entlassungsschein einer großen englischen Strafanstalt. Aus dem Papier ergab sich, daß der Inhaber gerade zwanzig Jahre Zuchthaus wegen Mordes verbüßt hatte. Der Beamte beeilte sich natürlich, das Guthaben auszuzahlen, um den unheimlichen Gesellen möglichst rasch wieder los zu werden.

Geistesgegenwart bewies ein anderer Bankkunde, der bei der gleichen Bank ein kleines Konto unterhielt, das sich selten auf mehr als einige hundert Mark belief. Von Zeit zu Zeit pflegte er zu erscheinen, um sich über die genaue Höhe seines Guthabens zu vergewissern. Als er eines Tages wieder nach seinem Konto fragte, verwechselte der betreffende Angestellte dieses mit dem eines anderen Bankkunden, das weit über zehntausend Mark betrug. Ohne die geringste Überraschung zu verraten, ja ohne auch nur eine Miene zu verziehen, ließ er sich daraufhin zehntausend Mark auszahlen und verschwand mit seinem Raube, ehe der Irrtum entdeckt werden konnte.

Schlager, die uns erschlagen.

Was man so manchmal in den modernen Operetten an Textgesängen über sich ergehen lassen muß, ist zum Hirnerweichen. Immerhin hatte ich mich noch damit abgefunden, das „herrliche" Lied anzuhören:

Mein Papagei frißt keine harten Eier,
Er ist ein selten dummes Vieh,
Denn weiche Eier sind ihm nie zu teuer,
Doch harte Eier frißt er nie.

Aber neuerdings mache ich nicht mehr mit, seitdem mir eine Banjokapelle den schwermütigen Song versetzt hat:

Auf einem Kaktus wächst noch keine Pflaume,
Nicht mal im Traume
Fällt ihr das ein.
Sie wächst vielleicht auf einem and'ren Baume,
Doch auf dem Kaktus — nein!
So etwas tut die Pflaume nicht,
Denn sie hat Angst, daß sie sich sticht.

Seltsam, daß diese Liederdichter keine Angst haben, daß wir sie einmal totstechen könnten!

U. E.



Bunte Chronik



* **Wie man zu Freikarten kommt!** Menschen, die nur dann von einem Theater- oder Konzertbesuch Vergnügen haben, wenn sie eine Freikarte bekommen, also für den Sitzplatz nichts zu bezahlen brauchen, gibt es in allen Ländern der Welt. In Brüssel aber nahm die Jagd nach Freikarten für Premieren solch gewaltigen Umfang an, daß einige Theaterdirektoren beschlossen, in Zukunft unter allen Umständen nur eine beschränkte Zahl von Freibilletts auszugeben, die die Unterschrift des Autors des Stückes oder der Theaterdirektion tragen müssen. Dieser Tage ereignete sich nun folgender Fall. Ein biederer Brüsseler Bürger, der große Lust hatte, Gounods „Faust" zu sehen, aber keine Freikarte bekommen konnte und kein Verlangen hatte, seine Karte zu bezahlen, glaubte eine geniale Lösung gefunden zu haben. Er machte zehn Freikarten nach und versah sie alle mit dem Namen „Gounod". Der Mann, der keine Ahnung hatte, daß der Komponist schon mehr als dreißig Jahre tot ist, war sehr erstaunt, als ihm der Zutritt ins Theater verweigert wurde, obwohl die Karte doch vom Autor selbst signiert war.

Lustige Rundschau



* **Stimme aus dem Hintergrund.** Leo Slezak singt den Andrade, das Parkett rauscht, und Leo geht ab durch die Versenkung. — Da tönt ein leises Schluchzen durch den ersten Rang. Es wird immer stärker und endet mit dem sehnsüchtigen Ausruf: „Pappi, Pappi, komm doch lieber wieder rauf!" — Denn Slezaks dreijähriges Söhnchen saß mit im Theater.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.